

# „Warum so früh?“

Das lange und das kurze Leben aus gesellschaftlicher Sicht



Fotos: © Matthias Weitzler

Die Art und Weise, wie Menschen mit Sterben und Tod umgehen, hat sich verändert. Dieser Wandel wird auf mehreren Ebenen sichtbar. Eine davon ist, dass Sterbefälle je nach erreichtem Lebensalter kulturell unterschiedlich gedeutet und verarbeitet werden. Insgesamt ist die Lebenserwartung in den letzten Jahren stark angestiegen und der Tod hat sich weitgehend in ein spätes Lebensalter verabschiedet. Die Orientierung an der durchschnittlichen Lebensdauer

vermittelt in jungen Jahren zumindest eine statistische Sicherheit. Der Zeitpunkt des eigenen Todes mutet somit eher wie eine entrückte Aussicht an, mit der man sich gewiss eines Tages wird beschäftigen müssen – aber nicht jetzt. Im Gegenteil: Eine ständige Vergegenwärtigung des „memento mori“ würde den störungsfreien Ablauf der tagtäglichen Lebenspraxis behindern. Und so wird die Unumgänglichkeit des Todes als „natürlicher Lauf der Dinge“ zwar anerkannt, aber diese Natur findet keinen Platz im Alltagsdenken. Vermutlich ist das ein Grund dafür, weshalb trotz des Wissens um die Vergänglichkeit des Lebens die soziale Welt nicht aus den

Fugen gerät. Einige Soziologen gehen deshalb von einer „Verdrängung“ des Todes in der Moderne aus.

## Der gezähmte und der wilde Tod

Anderes offenbart ein Blick in frühere Zeiten wie dem Mittelalter, wo der Tod weniger abstrakt, sondern für alle Altersstufen gleichermaßen gegenwärtig und nicht erst für die ferne Zukunft reserviert war. Es wurde häufiger, öffentlicher und blutiger gestorben. Etwas zugespitzt könnte man sagen, der Tod war gerade wegen seiner Omnipräsenz ein vertrautes Ereignis, mit dem man früh lernen musste umzugehen. Der französische Historiker Philippe Ariès spricht deshalb vom „gezähmten Tod“. Heutzutage aber ist der Tod keineswegs mehr gezähmt, sondern „wild“, weil Menschen wegen seiner „Abwesenheit“ den Umgang mit ihm verlernt haben und ihm mit einem hohen Maß an Unsicherheit begegnen. Zwar mag er sich größtenteils auf der gesellschaftlichen Hinterbühne jenseits des öffentlichen Blicks ereignen, etwa in Krankenhäusern, Alten- oder Pflegeheimen, dennoch schleicht sich der Tod hin und wieder durch die Hintertür in den Alltag der Menschen hinein – und wirkt dann umso schockierender.

### Ein langes und ein zu kurzes Leben

Der Stachel des Todes sitzt umso tiefer, wenn ein junges Leben vorzeitig endet. „Vorzeitig“ ist bereits eine verräterische Vokabel dafür, dass es offenbar gesellschaftliche Vorstellungen von einem „richtigen“ und einem „falschen“ Zeitpunkt des Todes gibt. Ein erstrebenswertes Ideal besteht darin, erst nach einem langen und erfüllten Leben möglichst sanft zu sterben. Die

Medizin hat bei der Verlängerung des Lebens geholfen. Gleichzeitig hat sie aber auch zu einer „Verlängerung des Sterbens“ geführt, weil immer mehr Menschen ihre letzten Lebenstage, -wochen, bisweilen sogar -monate oder -jahre unter palliativmedizinischer Betreuung verbringen, angeschlossen an Apparaturen, die dieses Leben um jeden Preis erhalten sollen. Der ohnehin unvermeidbare Tod tritt

### Kurz&Bündig

Anders als noch im Mittelalter wird das Lebensende heute erst im Greisenalter erwartet. Umso dramatischer erscheinen Todesfälle in jungen Jahren, etwa nach Verkehrsunfällen oder Krankheit. Die Trauerkultur kennt hierfür eigene Rituale, die sich beispielsweise in Form von öffentlichem Gedenken durch Unfallkreuze oder im Internet äußern. Je nachdem, in welchem Alter jemand stirbt, wird damit anders umgegangen. Das zeigt sich etwa in der Trostformel vom „langen und erfüllten Leben“ oder in der Fassungslosigkeit, wenn ein Leben „zu früh“ endet. Besonders in Todesanzeigen und auf Grabsteinen lassen sich vermehrt Reflexionen über den Todeszeitpunkt beobachten. Mit den Ausprägungen solcher Umgangsformen befasst sich der Soziologe Matthias Meitzler.





erst dann ein, wenn alle medizinischen Interventionsbemühungen an die Grenzen des Machbaren gelangt sind, und diese Grenzen werden sich in den kommenden Jahren noch weiter verschieben. Flankiert werden solche Entwicklungen von öffentlichen Debatten um den selbstbestimmten Tod, Sterbehilfe oder das „würdevolle“ Sterben.

Aus einer ethischen Perspektive zeigt sich hieran, dass es offenbar nicht nur das „zu frühe“, sondern auch das „zu späte“ Lebensende gibt, wenngleich beides unter anderen sozialen Vorzeichen verhandelt wird. Der Tod in jungen Jahren forciert eigene kulturelle bzw. rituelle Umgangsweisen.

Beispiele sind das öffentliche Trauern mittels Unfallkreuzen nach einem gewaltsamen Tod im Straßenverkehr oder das Trauern und Gedenken im Internet. Auch wird im Fall des frühen Todes eine andere Rhetorik verwendet. Wenn ein 24-Jähriger mit seinem Motorrad tödlich verunglückt, würde niemand auf die Idee kommen, von einem „langen und erfüllten Leben“ zu sprechen, vielmehr musste der Betroffene „in der Blüte seines Lebens“ sterben, er wurde „aus der Mitte“ seines sozialen Umfeldes „gerissen“, oder ging schlichtweg „viel zu früh“. Doch nicht immer wird das Ende eines kurzen Lebens offen beklagt. Mitunter wird es in eine Semantik der Hoffnung, der Versöhnlichkeit und des Trostes ge-

kleidet: „Nur die Besten sterben jung!“ Stirbt jemand in jungen Jahren nach langer, qualvoller Krankheit, heißt es des Öfteren, dass er nun „erlöst“ sei. Solche Beispiele der Trauerverarbeitung lassen sich vor allem in Beerdigungsreden oder Todesanzeigen finden – immer häufiger aber auch auf Grabsteinen. Das hängt mit der Entwicklung zusammen, dass Gräber zunehmend nicht nur individuelle Lebenswelten repräsentieren, sondern auch emotionale Bekenntnisse offenbaren. Die Todesumstände, wozu auch das vorzeitige Lebensende gehört, werden dabei nicht verschwiegen, sondern in Sinnsprüchen reflektiert, die neben Trost nicht selten auch Fassungslosigkeit, Schmerz und Resignation zum Ausdruck bringen. ■

Matthias Meitzler

